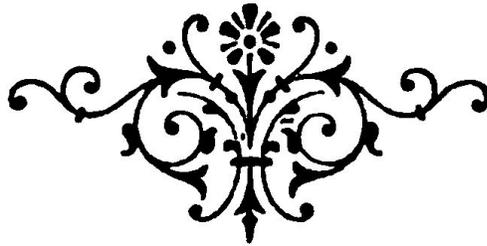




# Wie geheiratet wird. Die Tanzordnung.

von  
En ile Zola



Stuttgart und Leipzig  
Deutsche Verlagsanstalt.



# Inhaltsverzeichnis

Wie geheiratet wird.

- I.
- II.
- III.
- IV.

**D** T anzordnung.

## Wie geheiratet wird. Aus dem Französischen von B. C.

Im siebzehnten Jahrhundert ist Amor in Frankreich ein vornehmer Herr in prächtigen Kleidern, mit einem Federbusch, der von einer ersten Musik angekündigt, durch die Salons schreitet. Er unterwirft sich einem sehr verwickelten Zeremoniell und wagt keinen Schritt zu machen, ohne dass derselbe im voraus geregelt ward; im übrigen ist er ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, gemessen in seiner Zärtlichkeit, ehrbar in seiner Freude. Im achtzehnten Jahrhundert ist Amor ein ausgeknöpfter Taugenichts. Er liebt, wie er lacht, um des Liebens und des Lachens willen, führt sich zum Frühstück eine Blonde, zum Mahl eine Braune zu Gemüte und behandelt die Frauen als Göttinnen, die die Lust mit offenen Händen unter alle ihre Verehrer verteilen. Ein Hauch von Wollust streift über die ganze Gesellschaft, führt den Reigen der Hirtinnen und Nymphen mit den entblößten, unter Spitzen erschauernden Busen; es ist eine anbetungswürdige Zeit, da die Sinnlichkeit Königin war, ein großes Genießen, dessen ferner Atem zugleich mit dem Duft gelösten Haares noch warm zu uns herüberschlägt. Im neunzehnten Jahrhundert ist Amor ein gesetzter junger Mensch, korrekt wie ein Notar, der Staatspapiere besitzt. Er geht in Gesellschaft oder verkauft irgend etwas im Hintergrunde eines Ladens; die Politik beschäftigt ihn, die Geschäfte nehmen seinen ganzen Tag von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends in Anspruch, und seine Nächte widmet er der *Prais* in der Liederlichkeit, entweder einer Geliebten, die er bezahlt, oder einer legitimen Gattin, die ihn bezahlt.

So ist also die heroische Liebe des siebzehnten Jahrhundert, die sinnliche Liebe des achtzehnten zur positiven Liebe geworden, die man wie ein Geschäft aus der Börse abmacht. Neulich hörte ich einen Industriellen darüber klagen, daß man noch nicht eine

Maschine zum Kindererzeugen erfunden habe. Man macht so Maschinen zum Dreschen des Getreides, zum Weben der Leinwand, um bei allen Arbeiten die menschlichen Muskeln durch Räder zu ersetzen; von dem Tage an, da eine Maschine für die großen Arbeiter des Jahrhunderts, für jene, welche jede Minute der modernen Tätigkeit schenken, lieben wird, werden sie Zeit ersparen und in den Kämpfen des Lebens härter und männlicher sein. Seit der furchtbaren Erschütterung der Revolution haben die Männer in Frankreich noch keine Muße gefunden, an die Frauen zu denken. Unter Napoleon I. hinderten die Kanonen die Liebenden, sich zu verstehen; während der Restauration und während der Julimonarchie hat sich der Gesellschaft ein wütendes Bedürfnis nach Reichtum bemächtigt, und schließlich hat die Regierung Napoleons III. nur die Geldgelüste schwellen gemacht, ohne auch nur ein originelles Laster, eine neue Schwelgerei herbeizuführen. Es ist auch noch eine andere Ursache vorhanden: die Wissenschaft, der Dampf, die Elektrizität, alle Entdeckungen der letzten fünfzig Jahre. Man muß den modernen Mann nur sehen, wie er mit seinen vielfachen Beschäftigungen, immer draußen lebend, verzehrt von der Notwendigkeit sein Vermögen zu bewahren und zu vermehren, den Geist von den stets neuerstehenden Problemen gefangen, die Sinne von den Strapazen seines täglichen Kampfes eingeschläfert, selbst ein bloßes Räderwerk in der in voller Arbeit befindlichen riesenhaften sozialen Maschine geworden ist. Er hat Geliebte, so wie man Pferde hat, um sich Bewegung zu machen. Wenn er heiratet, so geschieht es, weil die Heirat eine Unternehmung ist, wie jede andre, und wenn er Kinder hat, so kommt das daher, weil seine Gattin es wollte.

Die traurigen Heiraten von heute haben noch eine andre Ursache, bei der ich verweilen will, ehe ich zu den Beispielen gelange. Diese Ursache ist der tiefe Graben, den bei uns Erziehung und Unterricht von Kindheit auf zwischen den Knaben und Mädchen aushöhlen. Ich nehme als Beispiel die kleine Marie und den kleinen Pierre. Bis zu sechs oder sieben Jahren läßt man sie zusammen spielen, ihre Mütter sind Freundinnen, sie duzen sich, versetzen einander

geschwisterliche Klappe, wälzen sich ohne Scham in den Winkeln herum. Mit sieben Jahren aber trennt die Gesellschaft sie und bemächtigt sich ihrer. Pierre wird in ein Gymnasium eingesperrt, wo man alle Kräfte aufbietet, um seinen Schädel mit dem Resumé aller menschlichen Kenntnisse anzufüllen; später tritt er in Spezialschulen ein, wählt eine Laufbahn, wird ein Mann. Sich selbst überliefert während dieser langen Lehrzeit des Lebens mitten unter das Gute und Böse losgelassen, hat er die Gemeinheit gestreift, Schmerzen und Freuden gekostet, sich Begriffe von Dingen und Menschen gebildet. Marie im Gegenteil hat die ganze Zeit in der Wohnung ihrer Mutter zugebracht; man lehrte sie was ein wohlerzogenes junges Mädchen wissen muß: gereinigte Literatur und Geschichte, Geographie, Arithmetik, den Katechismus, und außerdem kann sie Klavier spielen, tanzen, mit zweifarbigen Stift Landschaften zeichnen. Marie kennt daher die Welt nicht, die sie nur durchs Fenster gesehen hat; ja, man hatte sogar das Fenster geschlossen, wenn das Leben zu lärmend durch die Strafen ging. Nie hat sie sich allein auf das Trottoir hinausgewagt; sie wurde sorgsam gleich einer Treibhauspflanze bewacht, indem man ihr Luft und Licht zuteilte und sie fern von jeglicher Berührung in einer künstlichen Umgebung entwickelte. Nun stelle ich mir vor, daß Marie und Pierre einander zehn oder zwölf Jahre später wieder gegenüber treten. Sie sind einander fremd geworden, die Begegnung ist voll Befangenheit, sie duzen einander nicht mehr, stoßen sich nicht mehr zum Spaß in den Zimmerecken herum. Errötend sieht sie unruhig dem Unbekannten gegenüber, das er mit sich bringt, und er fühlt, wenn sie unter sich sind, den Strom des Lebens, die grausamen Wahrheiten, von denen er nicht ganz laut zu sprechen wagt. Was könnten sie einander auch sagen? Sie reden eine verschiedene Sprache, sind nicht mehr ähnliche Wesen. So bleiben sie auf die alltäglichen landläufigen Gespräche beschränkt; ein jeder hält sich in Defensive, fast wie Feinde, und schon belügt eins das andre.

Gewiß will ich nicht behaupten, daß man unsre Söhne und Töchter miteinander aufwachsen lassen soll wie das Unkraut in unsern Gärten. Die Frage dieser zweifachen Erziehung ist für einen

einfachen Beobachter zu schwierig. Ich begnüge mich, zu sagen, wie es steht: unsre Söhne wissen alles, unsre Töchter wissen gar nichts. Einer meiner Freunde erzählte mir oft von dem seltsamen Gefühl, das er während seiner Jugend empfand, als er merkte, daß seine Schwestern ihn nach und nach fremd wurden. Jedes Jahr, wenn er vom Gymnasium heimkam, fühlte er , dass der Graben tiefer, die Kälte größer geworden sei. Schließlich kam ein Tag, da er ihnen nichts sehr zu sagen wußte, und nachdem er sie herzlich umarmt hatte, blieb ihm nichts weiter übrig als seinen Hut zu nehmen und zu gehen. Wie steht es also in dem wichtigen Fall der Ehe? Dort treffen die beiden Welten in einem unvermeidlichen Zusammenprall aufeinander, und stets droht der Stoß die Frau oder den Mann zu zerbrechen. Pierre heiratet Marie, ohne sie kennen zu können, ohne das er sich ihr zu erkennen zu geben vermag; denn es ist nicht erlaubt, eine gegenseitige Probe zu versuchen. Die Familie der jungen Dame ist gewöhnlich glücklich, sie endlich zu versorgen. Sie übergibt sie dem Bräutigam, indem sie ihn darauf aufmerksam macht, daß man sie ihm in gutem Zustand, intakt übergibt, wie eine Braut sein muß. Jetzt ist es der Gatte, der über seine Frau in wachen hat. Nun wird Marie jäh in die Liebe, ins Leben, in die so lange behüteten Geheimnisse hineingeschleudert; das Unbekannte enthüllt sich ihr von einer Minute zur andern. Die besten Gattinnen behalten davon manchmal eine tiefe Erschütterung zurück; aber das Schlimmste ist, dass der Antagonismus der beiden Erziehungen weiter dauert. Wenn der Ehemann seine Frau nicht nach seiner Weise umbildet, wird sie ihm mit ihren Überzeugungen, der Richtung ihrer Natur, der unheilbaren Einfalt ihrer Erziehung ewig fremd bleiben. Welch ein seltsames System ist es, daß man die Menschheit in zwei Lager teilt, die Männer auf der einen, die Frauen aus der andern Seite, um die beiden Lager, nachdem man sie gegeneinander bewaffnet hat, zu vereinigen und zu ihnen zu sagen: »Lebt in Frieden miteinander!«

Mit einem Wort, der Mann unsrer Zeit hat keine Zeit, zu lieben, und er heiratet seine Frau, ohne sie zu kennen, ohne von ihr gekannt in werden. Das sind die zwei unterscheidenden Merkmale

der modernen Ehe. Ich vermeide es, die gegebene Tatsache durch weiteres Spezifizieren zu vermitteln, und gehe zu den Beispielen über.

---

## I.

Der Graf **Maxime** de la Roche-Mablou ist zweiunddreißig Jahre alt und gehört einer der ältesten Familien von Anjou an; sein Vater war Senator während des Kaiserreichs, ohne, wie er sagt, eine einzige seiner legitimistischen Überzeugungen aufgegeben zu haben. Die la Roche-Mablous haben übrigens während der Emigration kein Stück Erde verloren und werden noch unter den großen Grundbesitzern Frankreichs angeführt. Was **Maxime** betrifft, so hat er eine schöne Jugend verlebt, Dienste als päpstlicher Zuave genommen, ist dann nach Paris zurückgekehrt, wo er Pferde laufen ließ, spielte, Maitressen hatte, sich duellierte, ohne sich ins Gerede bringen zu können, ist ein großer blonder junger Mensch, ein guter Reiter, von mittelmäßiger Intelligenz, ohne extreme Leidenschaften, und denkt jetzt daran, in die Diplomatie zu treten, um ein Ende zu machen.

Der starke Geist der Roche-Mablous ist eine Tante, die Baronin von **Bussière**, eine alte, unruhige Dame, die sich in der akademischen und politischen Gesellschaft bewegt. Kaum vertraut ihr **Maxime** seine Pläne an, so schreit sie, dass er vor allem heiraten müsse, denn die Heirat sei die Grundlage jeder ernstesten Laufbahn. **Maxime** hat gegen die Ehe gar keinen ernstlichen Einwand zu erheben. Er hat nicht daran gedacht, würde es verziehen, Junggeselle zu bleiben, aber schließlich, da es absolut notwendig ist, zu heiraten, um seinen Rang in der Gesellschaft einzunehmen, wird er auch diese Förmlichkeit durchmachen wie jede andre. Ader da er, wie er lachend gesteht, gar keine Liebe im Herzen trägt, nützt es ihm nichts, wenn er sein Gedächtnis durchstößt: es scheint ihm, daß alle junge Mädchen, mit denen er in den Salons getanzt hat, dasselbe weiße Kleid und dasselbe Lächeln haben. Frau von **Bussière** ist entzückt und nimmt alles auf sich.

Am nächsten Tage erzählt ihm die Baronin von Fräulein Henriette von Salneuve. Beträchtliches Vermögen, alter normannischer Adel, auf beiden Seiten vollständige Konveniens. Besonderes Gewicht legt

sie auf die korrekte Seite dieser Verbindung: eine Partie, welche die Forderungen der Welt besser befriedigen würde, ließe sich nicht finden; es wäre eine jener Heiraten, die niemand in Erstaunen setzen. Maxime schüttelt mit wohlgefälliger Miene den Kopf. In der That, all das kommt ihm sehr vernünftig vor. Die Namen sind einander gleich, das Vermögen ebenfalls, und wenn er dabei beharrt, in die Diplomatie eintreten zu wollen, stellen sich die Verbindungen als sehr kostbar dar.

»Sie ist blond, glaub' ich?« fragt er zuletzt.

»Nein, braun,« antwortet die Baronin. Das heißt, ich weiß nicht mehr recht.«

Übrigens liegt wenig daran. Sicher ist, daß Henriette neunzehn Jahre alt ist. Maxime kommt es vor, daß er mit ihr getanzt hat — vielleicht ist es oder auch ihre jüngere Schwester gewesen. Von ihrer Erziehung wird nicht gesprochen; das wäre unnütz: sie ist von ihrer Mutter erzogen worden, das genügt. Was ihren Charakter betrifft, so könnte davon gar nicht die Rede sein; niemand kennt ihn. Frau von Bussièr behauptet, daß sie sie einmal einen Chopinschen Walzer mit sehr viel Seele spielen gehört habe; im übrigen soll noch selbigen Abends in einem neutralen Salon eine Begegnung stattfinden.

Als Maxime am Abend Fräulein von Salneuve erblickt ist er sehr überrascht, dass sie hübsch ist. Er tanzt mit ihr, macht ihr Komplimente über ihren Fächer und erhält zum Dank ein Lächeln. Vierzehn Tage später wird der offizielle Antrag gestellt, und der Ehevertrag vor dem Notar abgeschlossen. Maxime hat Henriette fünfmal gesehen. Sie ist wirklich sehr hübsch, hat eine weiße Haut, eine runde Taille und wird es verstehen, sich zu kleiden, sobald sie einmal ihre Backfischkleider wird abwerfen können.

Mittlerweile scheint sie Musik zu lieben, verabscheut den Geruch von Moschus und hat eine Freundin gehabt, die Claire hieß und tot ist. Das ist alles. Maxime findet übrigens, das dies genügt: sie ist eine Salneuve, er übernimmt sie aus der Hand einer strengen Mutter. Später werden sie Zeit haben, einander kennen zu lernen, und mittlerweile gedenkt er ihrer ohne Mißfallen. Er ist nicht gerade

verliebt, aber es ist ihm durchaus nicht unlieb, daß sie hübsch ist; denn wenn sie zufällig häßlich genesen wäre, hatte er sie offenbar ebenfalls geheiratet.

Acht Tage vor der Hochzeit schließt der junge Graf mit seinem Junggesellenleben ab. Seine Geliebte ist zurzeit die große Antonie, eine ehemalige Kunstreiterin, die diamantenbedeckt von Brasilien zurückkehrte. Er erneuert seine Einrichtung und bricht mit ihr in aller Freundschaft, nach einem Souper, bei dem auf sein eheliches Glück getrunken wird. Dann bezahlt er die paar Schulden, die er haben kann entläßt seinen Kammerdiener, verbrennt unnütze Briefe, läßt die Fenster öffnen, damit sein Palais gelüftet wird, und ist nun bereit. Trotzdem gibt es ganz tief in seinem Innern einige Lebensstunden, die er aufbewahrt, und er hält es für genügend das er die Thüren seines Herzens für ewig hinter ihnen geschlossen hat.

Die Notare der beiden Familien haben den Ehevertrag aufgesetzt; diese ganze niedrige Geldfrage ist ihnen überlassen worden. Nichts einfacher: das Zugebrachte der Gatten ist bekannt, die Ehe soll nach den Dotalsystem stattfinden. Während der Verlesung des Vertrags verhalten sich die beiden Familien stumm; dann unterschreibt man ohne jede Bewertung indem man einander lächelnd die Feder reicht, und spricht von etwas anderem — von einem Wohlthätigkeitsfest, das die Baronin sich ausgedacht, von einer Predigt, bei der Pater Dulac wirklich viel Geist gezeigt hat.

Die standesamtliche Trauung geht an einen Montag vor sich, an einem Tage, an dem auf der Mairie gewöhnlich keine Hochzeiten stattfinden. Die Braut trägt ein sehr einfaches graues Seidenkleid, der Bräutigam Überrock und helles Beinkleid. Kein einzige Einladung ist ergangen; nur die Familie und die vier Zeugen, hervorragende Persönlichkeiten, sind anwesend. Während der Maire die Gesetzartikel verliest, begegnen sich die Blicke Maximes und Henriettens, und sie lächeln einander zu. Wie barbarisch ist diese Sprache des Gesetzes! Ist die Ehe wirklich etwas so Schreckliches? Eines nach den andern spricht das feierliche Ja« ohne die geringste Bewegung aus, denn der Maire ist ein beinahe buckliges Männchen, dessen kränkliche Erscheinung jeder Majestät entbehrt. Die Baronin

in dunkler Toilette, betrachtet den Saal durch ihr Lorgnon und findet, das das Gesetz eine recht ärmliche Behausung habe. Beim Verlassen der Mairie hinterlegen M~~ax~~ime und Henriette je tausend Franken für die Armen.

Aller Pomp, alle Thränen der Rührung werden jedoch für die kirchliche Zeremonie vorbehalten. Um nicht mit den gewöhnlichen Hochzeiten vermengt zu werden, bat man eine Privatkirche, die kleine Missionskapelle, gewählt; das verleiht der Hochzeit sofort einen Duft höherer Frömmigkeit. Monseigneur Félibien, ein Bischof aus dem Süden, ein entfernter Verwandter der Salneuves, soll den Bund einsegnen. Als der große Tag erscheint, erweist sich die Kapelle als zu klein; drei Nebenstraßen sind von Equipagen versperrt; durch das Innere, durch das halbdunkel der Kirchenfenster geht ein Rauschen von reichen Stoffen, ein diskretes Gemurmel. Überall sind Teppiche gelegt; vor dem Altar stehen fünf bleibende Lehnstühle; der ganze Adel Frankreichs ist da, zu Hause bei seinem Gott. M~~ax~~ime jedoch, in tadelloser Kleidung, sieht ein wenig blaß aus. Henriette erscheint, ganz weiß, von einer Tüllwolke umgeben; auch sie ist sehr bewegt, ihre Augen sind rot, sie hat geweint. Als Monseigneur Félibien die Hände über ihre Häupter breitet, verharren beide einige Sekunden in gebückter Stellung, mit einer Inbrunst, die den besten Eindruck macht. Dann spricht der Bischof mit singender Stimme von den ehelichen Pflichten, und die Familienmitglieder wischen sich Thränen aus den Augen, insbesondere Frau von Bussièrre, die eine sehr unglückliche Ehe führte. Dann endet die Zeremonie inmitten von Weihrauchduft und der Pracht brennender Kerzen. Es ist dies kein bürgerlicher Luxus, sondern eine höhere Vornehmheit, welche die Religion zum Gebrauch hochgeborener Leute verfeinert. Bis zu den letzten, nach der Unterzeichnung der Dokumente gewechselt Händedrücken bleibt die Kirche ein Salon.

Am Abend Diner im Familienkreise, bei geschlossenen Fenstern und Thüren, und plötzlich, gegen Mitternacht, als Henriette, das Gesicht der Wand zugekehrt, in ihrem Ehebett vor Frost zittert, fühlt sie, wie M~~ax~~ime einen Kuß auf ihr Haar drückt. Er ist geräuschlos hinter den Eltern eingetreten. Sie stößt einen Schrei aus, sieht ihn

an, sie allein zu lassen; er lächelt und behandelt sie wie ein Kind, das man beruhigen will. Er ist zu galant, um nicht zuerst alle mögliche Schonung wallen zu lassen; aber er kennt die Frauen, weiß, auf welche Art man gegen sie vorgehen muß, bleibt also und küßt ihr mit schmeichelnden Worten die Hände. Sie hat nichts zu fürchten; ist er denn nicht ihr Gatte, muß er nicht über ihr teures Leben wachen? Dann, als sie immer mehr erschrickt und unter Schluchzen nach ihrer Mutter zu rufen beginnt, glaubt er die Sache ein wenig brüskieren zu müssen, damit die Situation nicht ins Lächerliche umschlage. Übrigens bleibt er Weltmann und entsinnt sich zu sehr gelegener Zeit an die Art und Weise, wie er es mit der kleinen Laurence von den Falies angefangen hat, die nach einem Souper nichts von ihm wissen wollte. Henriette ist viel besser erzogen als Laurence: sie kratzt ihn nicht, versetzt ihm keine Fußtritte; von einem Furchtschauer geschüttelt wehrt sie sich kaum und gehört ihm. Sie weint, sie fiebert und wagt nicht mehr die Augen aufzuschlagen. Die ganze Nacht weint sie und drückt den Mund ins Kissen, damit er es nicht hört. Dieser Mann an ihrer Seite verursacht ihr Entsetzen und Widerwillen. Ach, wie schrecklich! Warum hat man ihr nie davon erzählt? Sie hätte gewiß nicht geheiratet. Das ihre lange, strenge und unwissende Jugendzeit zu dieser brutalen Einweihung führte, erscheint ihr als ein unheilbares Unglück, über das sie sich nie trösten wird.

Vierzehn Monate später betritt der Graf nicht mehr das Zimmer der Gräfin. Die Flitterwochen dauerten drei Wochen; die Ursache des Bruches war eine sehr heikle. *Maxime*, an die große Antonie gewöhnt, wollte aus Henriette eine Geliebte machen, und diese, eine kalte Natur mit noch schlummernden Sinnen, wehrte sich gegen gewisse Launen. Andererseits entdeckten sie gleich am zweiten Tage, daß sie sich niemals miteinander vertragen würden. *Maxime* besitzt ein sanguinisches, heftiges und starrsinniges Temperament, Henriette eine große Schlaffheit, eine lähmende Ruhe in ihrem Wesen, trotzdem sie bei der geringsten Sache eine ähnliche Hartnäckigkeit zeigt. Sie beschuldigen daher einer den andern der schwärzesten Bosheit, aber da Leute ihres Ranges immer den

Schein wahren müssen, leben sie aus sehr höflichem Fuß miteinander. Jeden Morgen lassen sie sich gegenseitig nach ihrem Befinden erkundigen, trennen sich abends mit einem zeremoniösen Gruß und sind einander fremder, als wenn sie Tausende von Meilen voneinander wohnen würden, während bloß ein Salon ihre Zimmer scheidet.

Mittlerweile hat Maxime sich mit Antonie ausgesöhnt und auf die Idee, Diplomat zu werden, gänzlich verzichtet. Das war eine dumme Idee. Ein de la Roche-Mablou hat es nicht nötig, sich in dieser Zeit des demokratischen Geschreis in der Politik zu kompromittieren. Was ihn manchmal, wenn er die Baronin von Bussière trifft, lächeln macht, ist der Gedanke, daß er sich so gänzlich unnützerweise vermählt hat. Übrigens bereut er es nicht: Titel, Vermögen, alles ist da. Er lässt abermals Pferde laufen, verbringt die Nächte im Klub und führt das vornehme Leben eines Edelmannes aus großem Geschlechte.

Henriette hat sich zuerst sehr gelangweilt, dann sehr lebhaft die Freiheit der Ehe gekostet. Sie lässt zehnmal des Tages anspringen, besucht die Kaufläden, ihre Freundinnen, genießt die Gesellschaft, besitzt alle Benefizien einer jungen Witwe. Bisher hat die große Ruhe ihres Temperamentes sie vor ernstesten Fehlritten bewahrt; das Höchste war, daß sie sich die Finger küssen ließ. Aber es gibt Stunden, da sie sich für sehr dumm hält, und sie ist so weit, gelassen mit sich selbst zu erörtern, ob sie sich nicht im nächsten Winter einen Geliebten nehmen soll.

---

## II.

Herr Jules Beaugrand ist der Sohn des Advokaten Beaugrand, des berühmten Redners aus unsern politischen Versammlungen. Antoine Beaugrand, der Großvater, war ein friedlicher Bürger von Angers, aus einer in der Provinz sehr geschätzten Notarsfamilie. Er hatte am Notariat keinen Geschmack gefunden und verzehrte ruhig seine Renten. Sein ältester Sohn hingegen, der berühmte Beaugrand, ein sehr thätiger und ehrgeiziger Mensch, hatte sich ein schönes Vermögen geschossen. Was Jules Beaugrand betrifft, so besitzt er die großen Absichten seines Vaters, die eitle Sucht nach einer hohen Stellung, das Bedürfnis nach fürstlichen Luxus. Leider ist er eben dreißig Jahre alt geworden und beginnt, sich für mittelmäßig zu halten. Anfangs träumte er von einem Mandat, von Tribünenerfolgen, einem Ministerportefeuille bei der ersten Regierungskatastrophe; aber in dem Klubzimmer der jungen Advokaten, wo er sich in der Beredsamkeit versuchte, entdeckte er ein sich ein unerträgliches Zungengestammel, eine Trägheit in Ideen und Worten, die ihm politische Triumphe unbedingt versagten. Später schwankte er einen Augenblick und überlegte bei sich, ob er sich nicht aus die Industrie werfen solle; allein die Spezialstudien erschreckten ihn. Schließlich entschied er sich ganz einfach für eine Anwaltskanzlei und sein Vater, der nicht wußte, wie er sich benehmen sollte, kaufte ihm zu sehr hohem Preise eine der besten Kanzleien, deren letzter Inhaber ein paar Millionen verdient hatte.

Seit einem halben Jahr ist Jules also Anwalt. Die Kanzlei befindet sich in einer düsteren Wohnung in der Rue Sainte-Anne, aber er selbst bewohnt ein Palais in der Rue d'Amsterdam, verbringt seine Abende in Gesellschaft, sammelt Gemälde und gibt sich so wenig wie möglich als Advokat. Trotzdem findet er, daß die Sache langsam geht; es fehlt ihm ein größerer Luxus in seiner Umgebung, zum Beispiel ein Diner wöchentlich für hervorragende Persönlichkeiten oder ein Joux am Dienstagabend, der alle politischen Freunde

seines Vaters vereinigen würde. Er redet sich sogar ein, daß ein größerer Haushalt Empfänge, fünf Pferde im Stall, kurz eine Vergrößerung seines ganzen Heims etwas Vortreffliches wäre, wodurch seine Kundschaft sich verdoppeln würde.

Heirate,« sagt sein Vater, den er um Rat fragt. Eine Frau wird dir Leben und Glanz ins Haus bringen. Nimm eine Reiche, denn unter diesen Voraussetzungen kostet eine Frau sehr viel. Halt, Fräulein Desoignes, die Tochter des Fabrikanten . . . sie bekommt eine Million Mitgift. Das paßt für dich.«

Jules beeilt sich nicht, er läßt den Gedanken reifen. Ohne Zweifel, eine Heirat würde seine Stellung festigen; aber das ist eine ernste Sache, die nicht so leichthin abgeschlossen werden darf. Er schätzt also die Vermögen in seiner Umgebung ab. Sein Vater mit seinem überlegenen Blick hatte recht: Fräulein Marguerite Desvignes ist wirklich die solideste Partie. Nun zieht er genaue Erkundigungen über die Prosperität der Desvignesschen Fabrik ein, bringt sogar geschickt den Notar der Familie zum Reden. In der That, der Vater gibt ihr eine Million mit; vielleicht wird er sogar bis zu zwölfmal hunderttausend Franken gehen. Wenn der Vater zwölfmal hunderttausend Franken gibt, so ist Jules entschlossen zu heiraten.

Drei Monate lang wird das Unternehmen klug geführt, und der berühmte Beaugrand spielt dabei eine entscheidende Rolle. Er ist es, der mit Desvignes, einem seiner ehemaligen Kollegen in der konstituierenden Versammlung, in Verbindung tritt; er ist es, der ihn allmählich blendet und dahin treibt, seine Tochter samt den zwölfmal hunderttausend Franken anzubieten.

»Ich habe ihn in der Hand!« sagt er lachend zu Jules. »Jetzt mache du ihr den Hof!«

Jules hat Marguerite als Kind gekannt; die beiden Familien verbrachten den Sommer auf dem Lande, in der Nähe von Fontainebleau, und waren Nachbarn. Marguerite ist bereits fünfundzwanzig Jahre alt — aber, du lieber Gott, wie häßlich kommt sie ihm vor, als er sie wiedersieht! Gewiß, sie ist nie schön gewesen; sie war früher schwarz wie ein junger Maulwurf; aber sie ist beinahe bucklig geworden, und ein Auge ist größer als das andre. Indes ist

sie das liebenswürdigste Mädchen von der Welt, sehr geistreich, wie es heißt, und in Bezug auf die Eigenschaften, die sie von einem Manne fordert, außerordentlich anspruchsvoll; sie hat die besten Partien abgewiesen. wodurch sich erklärt, warum sie bei ihrer Million so lange Mädchen geblieben ist. Als Jules sie nach der erste Begegnung verläßt, erklärt er, daß sie ganz hübsch sei; sie kleidet sich entzückend. spricht über alles mit mächtiger Zuversicht und scheint die Frau zu sein, die einen Solon zu führen versteht. eine echte Pariserin, der ihre Häßlichkeit einfach einen Stich von Originalität verleiht. Und dann: ein Mädchen mit zwölfmal hunderttausend Franken darf sich wirklich gestatten, häßlich zu sein.

Fortan geht die Sache glattweg. Die Verlobten sind nicht Leute, die sich bei unwichtigen Dingen aufhalten; beide wissen sehr gut, was für einen Handel sie schließen, und haben sich mit einem Lächeln verstanden. Marguerite ist in einem aristokratischen Pensionat erzogen worden; sie hatte ihre Mutter mit sieben Jahren verloren. und ihr Vater konnte nicht über ihre Erziehung wachen. So ist sie bis zu ihrem siebzehnten Jahr in der Pension geblieben, wo sie alles lernte, was ein reiches junges Mädchen können muß: Musik, Tanzen, gute Manieren, sogar ein bisschen Grammatik, Geschichte und Arithmetik. Ihre Erziehung vollzog sich jedoch vor allem in der Gesellschaft ihrer Kameradinnen, der kleinen Damen, die aus all den vornehmen Vierteln von Paris zusammenkamen. In dieser engen Welt, die das verkleinerte Abbild der ungeheuren Welt war, zwischen den vier Mauern des Gartens, in dem sie aufwuchs, lernte sie von ihrem vierzehnten Jahre ab die Süßigkeiten des Reichtums, den praktischen Geist des Jahrhunderts, die Macht der Frau, alles kennen, was unsre vorgeschrittene Zivilisation ausmacht. Wenn sie auch bei irgend einer hauswirtschaftlichen Frage schwanken mag, so unterscheidet sie mit einem Blick alle nur denkbaren Spitzen, spricht über Moden wie eine große Schneiderin, kennt die Schauspielerinnen bei ihren Taufnamen, wettet bei den Rennen und beurteilt die Pferde mit technischen Ausdrücken. Sie weiß auch noch andere Dinge — in aller Ehrbarkeit übrigens; denn sie hat seit den acht Jahren, seit sie das Pensionat verlassen hat,

ein wahres Junggesellenleben geführt.

Mittlerweile schickt ihr Jules täglich einen Blumenstrauß für drei Louisdor, und wenn er sie besucht, ist er sehr galant gegen sie; aber das Gespräch schlägt rasch um: sie kehren stets zu ihrer bevorstehenden häuslichen Einrichtung zurück. Außer ein paar gebräuchlichen Komplimenten sprechen sie von nichts anderem als von Tapezieren, Wagenbauern, Lieferanten jeder Art. Marguerite hat sich endlich entschlossen, Jules' Werbung anzunehmen, denn er erscheint ihr genügend mittelmäßig. und sie hat sich im vorigen Winter bei ihrem Vater zu sehr gelangweilt. Ihr erster Liebesspaziergang besteht darin, daß sie das Palais in der Rue d'Amsterdam besichtigen. Sie findet es etwas klein, aber sie will zwei Zwischenwände abtragen und die Thüren verändern lassen. Dann erörtert sie die Farbe der Möbel, will wissen, wo ihr Schlafzimmer liegen wird, steigt sogar in die Stalle hinunter, mit denen sie zufrieden ist, und kehrt noch zweimal in das Palais zurück, um dem Architekten selbst Befehle zu erteilen. Jules ist entzückt; er hat die Frau gefunden. die er brauchte.

Acht Tage vor der Trauung sind beide Familien mürbe. Der berühmte Beaugrand und der alte Desvignes haben bereits drei Konferenzen mit den Notaren gehabt und überwachen als mißtrauische Leute, die sich über die menschliche Redlichkeit keine Illusionen machen, die geringste Klausel. Jules seinerseits gibt sich wegen der Brautgeschenke unerhörte Mühe. Gegen alte Sitte hat Marguerite ihn mit dem Lächeln eines verzogenen Kindes gebeten, selbst die Juwelen und Spitzen aussuchen zu dürfen, und so machen sie sich, bloß von einer armen Verwandten begleitet, auf, um die Kaufläden zu durchstreifen und vom Morgen bis zum Abend Diamanten und Valenciennespitzen abzuschätzen. Sie gehen nicht wie ein naives Liebespaar mit verschlungenen Händen die Decken entlang; vor dem Pult sitzend lächeln sie einander zu. indem sie sich mit den von den kostbaren Steinen kühl gewordenen Fingern Ringe und Brochen reichen.

Endlich ist der Ehevertrag unterzeichnet. Während der Verlesung entsteht zwischen dem berühmten Beaugrand und Desvignes noch

eine letzte Diskussion; aber Jules mengt sich ein, während Marguerite mit großen, aufmerksamen Augen zuhört, völlig bereit, ihre Interessen zu verteidigen, sobald sie sie gefährdet sähe. Der Vertrag ist sehr verwickelt; er stellt die Hälfte der Mitgift zur Verfügung des Gatten und bildet aus der andern Hälfte ein unveräußerliches Gut, hinsichtlich dessen Gütergemeinschaft bestehen soll, jedoch unter der Bedingung, daß der Ehefrau eine Summe von zwölftausend Franken jährlich für ihre Toilette zugestanden werde. Der berühmte Beaugrand, der Verfasser dieses Meisterwerkes, ist entzückt, daß er seinen alten Freund Desvignes »drangekriegt« hat.

Höchstens zehn Personen werden zur standesamtlichen Trauung geladen. Der Maire ist ein Vetter Jules'; er nimmt bei der Verlesung des Code eine ernste Miene an, aber kaum hat er das Buch niedergelegt, so beeilt er sich, wieder Weltmann zu werden, macht den Damen Komplimente und besteht darauf, den Zeugen, unter denen sich zwei Senatoren, ein Minister und ein General befinden, selbst die Feder zu reichen. Marguerite hat das sakramentale »Ja« mit etwas lauter Stimme und ernster Miene ausgesprochen, denn sie kennt das Gesetz. Alle Anwesenden sind ernst, als würden sie durch ihre Gegenwart zum Abschluß eines Geschäftes verhelfen, das große Kapitalien verrückt. Jeder der Gatten hinterläßt fünfzehnhundert Franken für die Armen, und am Abend findet bei Desvignes ein Diner statt, zu dem die Zeugen geladen wurden; bloß der Minister konnte nicht kommen. Was die beiden Familien lebhaft ärgerte.

Die kirchliche Trauung findet in der Madeleinekirche statt. Drei Tage früher gingen Jules und sein Vater hin, um sich über den Preis zu einigen. Sie verlangten allen nur möglichen Luxus und machten gewisse Ziffern strittig: so und so viel für die Messe am Hauptaltar, so und so viel für die Orgel, so und so viel für die Teppiche. Es wird abgemacht, daß ein Teppich über die zwanzig Stufen, bis zum Trottoir, gelegt werden soll; desgleichen kommt man überein, daß die Orgel den Eintritt des Zuges mit einem Triumphmarsch begrüßen solle. Das kostet fünfzig Franken mehr, wird aber große Wirkung

machen. Eintausend Einladungen sind ausgegeben worden. Als die Wagen in einer langen korrekten Reihe anlangen, ist die Kirche bereits voll von Männern im Frack und Frauen in großer Toilette. Durch ein Wunder der Koketterie sieht Marguerite unter ihrem weißen Schleier und ihrem Orangenblütenkranz fast gar nicht mehr häßlich aus. Jules schwillt vor Wichtigkeit, als er sieht, daß so viele Leute sich seiner wegen in ihrer Ruhe gestört haben. Mittlerweile dröhnt die Orgel, die Sänger haben metallene Stimmen, die Zeremonie unter dem majestätischen Gewölbe dauert fast anderthalb Stunden. Alles ist sehr schön. Dann beginnt in der Sakristei ein endloses Defilee; Bekannte, geladene Gäste, selbst Unbekannte kommen zu der einen Thür herein und gehen zur andern hinaus. nachdem sie den Gatten und den Mitgliedern der beiden Familien die Hand gedrückt haben. Diese Förmlichkeit nimmt wieder mehr als eine Stunde in Anspruch. Es sind sehr viele Politiker, Advokaten, Rechtsanwälte, Großindustrielle, Künstler, Journalisten anwesend, und Jules schüttelt besonders herzlich die Hand eines kleinen, blassen jungen Mannes, mit dem er ein wenig bekannt ist, und der für ein Boulevardblatt schreibt, in dem er vielleicht eine Notiz über die Hochzeit bringen wird.

Da weder die Beaugrands noch die Desvignes einen Salon besitzen, der groß genug wäre, um darin das Mahl zu geben, wird im Hotel du Louvre gegessen und abends getanzt. Das Mahl ist mittelmäßig, der Ball im Festsaal des Hotels sehr glänzend. Um Mitternacht trägt ein Wagen die Neuvermählten nach der Rue d'Amsterdam und sie scherzen während des ganzen Weges, inmitten des nachtschwarzen Paris, während an den Straßenecken weibliche Schatten herumstreichen. Als Jules das Brautgemach betritt. findet er Marguertie, einen Ellbogen auf das Kissen aufgestützt, ruhig seiner harrend. Sie ist ein wenig blaß, ihr Lächeln ist etwas befangen, aber das ist alles und die Ehe vollzieht sich ganz natürlich, wie etwas längst Erwartetes.

Die Beaugrands sind seit zwei Jahren verheiratet; sie haben nicht miteinander gebrochen, aber ein halbes Jahr lang vergessen sie einander. Wenn Jules von eitler neuen Laune für seine Frau ergriffen

wird, muß er ihr eine ganze Woche den Hof machen, ehe er in ihr Zimmer eingelassen wird; an häufigsten geschieht es, daß er, um seine kostbare Zeit zu sparen, seine Laune anderwärts befriedigt. Er hat ja so viele Geschäfte! Er ist heute ein sehr thätiger Mann, begnügt sich nicht mehr mit seiner Kanzlei, sondern ist bei mehreren Gesellschaften und spielt sogar auf der Börse. Sein Vergnügen besteht darin, Paris mit sich zu beschäftigen, und die Zeitungen schreiben ihm geistvolle Aussprüche zu. Übrigens schlägt er seine Frau nicht und hat trotz der Ratschläge seines Vaters noch kein Mittel gefunden, die vom Ehevertrag festgelegten sechshunderttausend Franken anzugreifen.

Marguerite ist eine reizende Frau; das junge Mädchen hielt, was es versprach. Sie hat das Palais in der Rue d'Amsterdam zum Stelldichein des Luxus und der Feste gemacht, und die ganz tolle Verschwendung von Paris, die Toiletten zu tausend Talern, die an einem Abend zu Grunde gehen, die Banknoten, die zusammengerollt werden, um damit Kerzen anzuzünden, legen darüber den Glanz außerordentlichen Reichtums. Vom Morgen bis zum Abend rollen die Equipagen durch das Thor und in gewissen Nächten hört das Stadtviertel bis zur Morgendämmerung eine ferne Musik, die das gedämpfte Lachen der Tänzerinnen wiegt. Marguerite strahlt in ihrer Häßlichkeit; sie hat es so eingerichtet, daß sie begehrenswerter ist als eine hübsche Frau; sie ist mehr als schön, ärger als schön, wie sie selbst lachend sagt. Die zwölftausend Franken ihrer Mitgift flammen wie ein Strohfeuer auf und wäre sie nicht so intelligent, so würde sie ihren Mann in weniger als einem Jahr zu Grunde richten. Man weiß, daß sie für ihre Toilette bloß tausend Franken monatlich zur Verfügung hat, aber niemand ist so geschmacklos, sich zu wundern, wenn man sieht, daß sie in einem Monat ausgibt, was sie ein ganzes Jahr bezieht. Jules ist entzückt, denn keine andere Frau würde sein Haus auf diesem Fuß erhalten haben, und er ist ihr für alles, was sie thut, um den Kreis ihrer Beziehungen zu erweitern, aufrichtig dankbar. Im Augenblick benimmt sich Marguerite sehr töchterlich gegen einen der Senatoren, die bei ihrer Hochzeit Zeugen waren, läßt sich hinter der

Thür auf die Schulter küssen und in Pastillenschächtelchen  
Rentenscheine schenken.

---

### III.

Luise Bodin hat ihr dreißigstes Lebensjahr überschritten. Sie ist eine große, weder schöne noch häßliche Person, mit einem flachen Gesicht und Wangen, die das Zölibat kupfrig zu machen beginnt. Ihr Vater ist ein kleiner Krämer in der Rue Saint-Jacques, der dort seit mehr als zwanzig Jahren in einem dunkeln Laden etabliert ist und noch nicht mehr als zehntausend Franken beiseite legen konnte; zu diesem Behufe durfte er höchstens zweimal die Woche Fleisch essen, mußte drei Jahre dieselben Kleider tragen und im Winter die Schippen Kohle zahlen, die in den Ofen geworfen wurden. Seit zwanzig Jahren steht Luise hinter dem Ladentisch und sieht nichts anderes als die Fiaker, die die Fußgänger bespritzen. Zweimal war sie auf dem Lande, einmal in Vincennes, das andre Mal in St. Denis. Wenn sie sich unter die Thüre stellt, bemerkt sie am unteren Ende der Straße die Brücke, unter der der Fluß fließt. Übrigens ist sie ein anständiges Mädchen und wuchs in der Achtung vor den Nähnadeln für einen Sou und dem Zwirn für zwei Sous auf, die sie an die Arbeiterfrauen des Viertels verkauft. Ihre Mutter schickte sie in ein kleines Pensionat in der Nachbarschaft, nahm sie aber mit zwölf Jahren wieder heraus, um kein Ladenmädchen nehmen zu müssen. Luise kann lesen und schreiben, ohne in der Orthographie beschlagen zu sein; am besten kennt sie die vier Spezies, und ja, wie sie sie mit ihrer gemessenen Stimme hersagt, ist sie für das Geschäft gelehrt genug.

Indes hat ihr Vater erklärt, daß er ihr zweitausend Franken Mitgift geben wolle. Dieses Versprechen verbreitete sich im Stadtviertel, und alle Welt weiß, daß Fräulein Bodin zweitausend Franken mitbekommen wird. An Partien hat es daher nicht gefehlt, aber Luise ist ein vernünftiges Mädchen; sie sagt sehr bestimmt, daß sie nie einen Mann heiraten werde, der nichts habe. Man thut sich nicht zusammen, um die Arme zu verschränken und einander anzusehen. Es können Kinder kommen, und dann, wenn man alt wird, ist man

recht froh, ein Stück Brot zu haben. Sie will also einen Gatten, der mindestens so wie sie zweitausend Franken besitzt. Dann können sie einen kleinen Laden mieten und ehrlich ihren Lebensunterhalt verdienen. Allein wenn auch Gatten mit zweitausend Franken nicht selten sind, so fordern sie gewöhnlich Frauen, die das Doppelte oder Dreisache besitzen. Aus diesem Grunde ist Luise auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden. Sie ist den Taugenichtsen, den Männern, die sich in der Hoffnung, ihre Mitgift zu verschlingen, um sie drehten, aus dem Wege gegangen und will ja gern ihres Geldes wegen geheiratet werden, da das Geld eigentlich alles im Leben ist — allein sie gedenkt einen Gatten zu finden, der ebenfalls das Geld achtet.

Endlich erzählt man der Familie Bodin von eines sehr brauen jungen Mann von vortrefflichen Sitten, einem Uhrenarbeiter, der mit seiner Mutter, die von einer kleinen Reste lebt, in der Nachbarschaft wohnt. Frau Meunier hat durch Wunder der Sparsamkeit die Summe von fünfzehnhundert Franken beiseite gelegt, um ihrem Sohne das Heiraten zu erleichtern. Alexander Meunier, ein Jahr jünger als Luise, ist sehe schüchtern, sehr geeignet; aber Luise sagt, als sie von den fünfzehnhundert Franken hört, rund heraus, daß es nutzlos sei, die Sache weiter zu betreiben: sie will zweitausend Franken haben, sie hat alles berechnet. Mittlerweile treten die beiden Familien in Beziehungen zu einander; Frau Meunier kommt selbst dahin, eine günstige Heirat für ihren Sohn zu wünschen und als sie hört, was für eine Summe Luise verlangt, billigt sie diesen weisen Entschluß des jungen Mädchens und verspricht, die zweitausend Franken in anderthalb Jahren komplett zu machen. Von da ab ist alles abgemacht. Die Familien leben auf eng vertraulichem Fuß miteinander, die Kinder, Alexander und Luise, warten ruhig, indem sie sich freundschaftlich die Hände schütteln. Jeden Abend kommt man zusammen, und dann sitzen sie hinterm Laden, zu beiden Seiten des Tisches, ohne Erröten, ohne Ungeduld, sprechen über die Nachbarn, das Glück der einen, die schlechte Aufführung oder das Pech der andern. In den anderthalb Jahren wechseln sie kein Liebeswort miteinander. Luise hält Alexander für sehr ehrenhaft,

aber vielleicht ein wenig characterschwach; denn sie hat gehört, wie er eines Tages sagte, das er nicht wage, zehn Franken zurückzufordern, die er vor sechs Wochen einem Freunde geliehen hatte. Alexander erklärt, daß Luise fürs Geschäft geboren ist, was in seinem Munde ein großes Kompliment bedeutet.

Zum bestimmten Tage, wie bei einem Wechsel, hat Frau Meunier die zweitausend Franken beisammen. Seit anderthalb Jahren entzieht sie sich den Kaffee und knappt die Sous vom Essen, der Beleuchtung und Beheizung ab. Der Termin der Hochzeit wird nun aus drei Monate später festgesetzt, damit man Zeit zu den Vorbereitungen hat. Es wird beschlossen, das Alexander sich in einem kleinen Laden, der in derselben Rue Saint-Jacques entdeckt ward, als Uhrmacher etablieren soll. Es ist der Laden einer Obsthändlerin, deren Geschäft schlecht ging, und dar allein handelt es sich darum, ihn in Stand zu setzen. Man begnügt sich schließlich damit, den Plafond zu weißen und die Malerei zu tünchen, denn der Maler würde für das Neumalen des Ganzen zweihundert Franken verlangen. Was die Waren betrifft, so werden sie zuerst aus einigen gewöhnlichen Schmucksachen und einigen Occasionsuhren bestehen. Alexander wird damit anfangen, die Uhren im Stadtviertel zu reparieren, und nach und nach, wenn sie bekannt geworden sind, werden sie mit großer Ordnung dahin kommen, den schönsten und reichhaltigsten Laden in der Straße zu haben. Wenn alles berechnet, der Laden bereit, die Herrichtungskosten bezahlt sein werden, bleiben ihnen dreitausend Franken, mit denen sie vorteilhafte Einkäufe abwarten können. Diese Anordnungen beschäftigen sie bis zum Vorabend der Hochzeit.

Als man vom Ehevertrag spricht, zuckt Luise die Achseln, und Alexander beginnt zu lachen. Ein Ehevertrag kostet mindestens zweihundert Franken. Sie werden alles zusammentun und dann alles miteinander teilen: das ist doch viel natürlicher. Indes sind sie entschlossen, alles zu thun, sowie es sich ziemt. Außer dem Trauring, einem Trauring für fünfzehn Franken, schenkt Alexander Luise eine Uhrkette, und die Hochzeit soll in einem Restaurant in der Bannmeile, in St. Mandé, beim »Blumenkorb«, stattfinden; die

Familie Bodin erklärt, die Kosten des Mahles tragen zu wollen.

Die Hochzeit wird aus einen Sonnabend festgesetzt, weil man derart den ganzen Sonntag zum Ausruhen hat. Die Hochzeitsgesellschaft besteht aus fünf Wagen, die für den ganzen Tag gemietet wurden. Alexander hat sich einen Überrock und ein schwarzes Beinkleid machen lassen, Luise ihr weißes Kleid selbst angefertigt und eine Tante ihr Kranz und Strauß ans Orangenblüten geschenkt. Übrigens haben sich alle Gäste — beinahe zwanzig Personen — in Unkosten für die Toilette gestürzt: die Damen tragen rosa, grüne und gelbe Seidenkleider, die Herren Überröcke, ein ehemaliger Möbelhändler sogar einen Frack. Vor allem drehen sich die Vorübergehenden nach den Brautjungfern um, zwei großen, blonden Mädchen in weißen Musselinkleidern, mit breiten blauen Gürteln um den Leib. Um elf Uhr Vormittag setzt sich der Zug in Bewegung und begibt sich nach der Mairie, wo die Hochzeitsgesellschaft den Trauungssaal überflutet. Der Maire läßt beinahe drei Viertelstunden auf sich warten. Es ist ein dicker Mann mit einer gelangweilten Miene, der die Gesetzesartikel rasch abfertigt, indem er fortwährend die Uhr ihm gegenüber anblickt; wahrscheinlich hat er irgend eine geschäftliche Zusammenkunft. Frau Bodin und Frau Meunier weinen sehr viel. Die Brautleute sprechen das Ja« aus, indem sie dem Maire eine höfliche Verbeugung machen. Mittlerweile erlaubt sich der ehemalige Möbelhändler Witze, die die Herren zum Lachen bringen. Dann besteigt die Hochzeitsgesellschaft wieder die Wagen, fährt über den Platz und steigt vor der Kirche wieder aus. Tags zuvor waren Alexander und Herr Bodin dort, um die Zeremonie zu regeln, und nahmen das Allereinfachste, denn es ist nicht nötig, die Pfaffen fett zu machen; Herr Bodin, der ein Freidenker ist, wollte sogar nicht, daß man in die Kirche gehe, und gab nur der Konvenienz wegen nach. Der Priester liest rasch die Messe, eine stille Messe am Altar der Jungfrau Maria; die Anwesenden erheben sich und lassen sich nieder, wenn der Kirchendiener ihnen ein Zeichen macht; bloß die Frauen haben Meßbücher, in denen sie nicht lesen. Die Brautleute sind ernst und sehen gelangweilt und zerstreut aus, als dachten sie

an nichts. Als die Hochzeitsgesellschaft endlich die Kirche verläßt, stößt alles einen Seufzer der Erleichterung aus. Es ist also vorüber; nun wird man ein bisschen lachen können!

Gegen zwei Uhr langen die Wagen in St. Mandé an. Das Diner soll erst um sechs Uhr stattfinden; man fährt also bis zum Wald von Vincennes, und drei Stunden lang spaziert alles wie am Sonntag inmitten der Bäume umher; die Brautjungfern laufen wie Schulmädchen herum, die Damen suchen den Schatten auf, die Herren zünden sich Zigarren an. Da die ganze Hochzeitsgesellschaft vor Müdigkeit umfällt, läßt man sich schließlich inmitten einer Lichtung nieder und bleibt dort sitzen, um den Trompeten der nahen Festung, den scharfen Pfiffen der vorüberfahrenden Lokomotiven, dem fernen Grollen des am Horizont sichtbaren Paris zuzuhören.

Mittlerweile naht die Stunde des Diners, und man kehrt ins Restaurant zurück. Der Tisch ist in einem großen, gleich einem Kaffeehaus von zehn Gasbrennern erhellten Saal gedeckt; an den zwei Enden der Tafel stehen zwei große, künstliche Sträuße, deren Blumen vom häufigen Gebrauch verblaßt sind. Das Essen wird nun aufgetragen, während die Löffel in den Suppentellern klappern, und allmählich erhitzen sich die Gäste, scherzen von einem Ende der Tafel zum andern hinüber. Der lustigste Augenblick des Abends ist der, als ein junger Mann, ein Modewaarencommis, unter den Tisch schlüpft und das Strumpfband der Braut, eine Flut von Bändern, losknüpft, dessen Endchen die Herren unter sich verteilen, um damit das Knopfloch zu schmücken. Luise wollte, daß man ihr diesen klassischen Scherz erspare; allein ihr Vater gab ihr zu verstehen, das dies die Gesellschaft betrüben würde, und so fügte sie sich mit ihrem gewöhnlichen gesunden Menschenverstand in diese Sitte. Alexander lacht sehr laut und überfließt vor Freude, der Freude eines braten Jungen, der sich nicht oft amüsiert. Das Strumpfband hat übrigens sehr gewagte Scherze hervorgerufen, und wenn einer gar zu arg ist, verstecken die Damen das Gesicht hinter der Serviette, um nach Herzenslust lachen zu können.

Es ist neun Uhr. Die Kellner bitten die Hochzeitsgesellschaft, einen Augenblick in ein Nebenzimmer zu treten, entfernen indes rasch den

Tisch, und der große Speisesaal ist in einen Tanzsaal verwandelt. Zwei Violinen, ein Waldhorn, eine Klarinette und ein Kontrabaß werden auf einer Estrade installiert, der Ball beginnt, und die von den blauen Gürtelschleifen gepeitschten Kleider der Brautjungfern flattern die ganze Nacht inmitten der schwarzen Überröcke von einem Saalende zum andern. Es ist sehr heiß; die Damen öffnen die Fenster und atmen die frische Lust von draußen ein. Aus Servierbrettern werden Gläser Johannisbeesirup herumgereicht. Gegen zwei Uhr sucht man überall die Braut; allein sie ist verschwunden, mit ihrer Mutter und dem Gatten nach Paris zurückgefahren, während Herr Bodin zurückgeblieben ist, um die Familie zu vertreten und die gute Laune der Gäste aufrechtzuerhalten. Denn bis Tagesanbruch muß getanzt werden.

In der Rue Saint-Jacques angelangt, machen sich Frau Bodin und zwei andre Damen an die Nachttoilette der Braut. Sie bringen sie zu Bette und fangen dann alle drei zu weinen an, worauf Luise, die das verdrießt, sie wegschickt, nachdem sie selbst ihnen Mut hat zusprechen müssen. Sie ist sehr ruhig, bloß müde, hat große Lust zu schlafen, und in der That, als der eingeschüchterte Alexander sein Erscheinen allzu sehr verzögert, schläft sie schließlich auf ihrem Platze hinten im Bette ein. Alexander kommt jedoch auf den Fußspitzen herein. Er bleibt stehen, betrachtet die Schlafende einen Augenblick erleichtert, dann entkleidet er sich mit größter Vorsicht und schlüpft, jede Erschütterung des Bettes vermeidend, unter die Decke. Er küßt sie nicht einmal; das hat bis morgen früh Zeit — sie haben ja Zeit genug, da sie fürs Leben verbunden sind.

Und so führen sie ein sehr glückliches Leben. Sie haben das Glück, keine Kinder zu bekommen — Kinder würden sie stören. Ihr Geschäft gedeiht, der kleine Laden wächst, die Auslagefenster füllen sich mit Schmucksachen und Uhren. Luise ist der Chef des Hauses. Sie steht stundenlang am Ladentisch, lächelt die Kunden an, gibt außer Mode gekommene Schmucksachen als Fabrikate von gestern aus und sieht des Abends, eine Feder hinter dem Ohr, die Rechnungen durch; sehr oft auch bringt sie der Bestellungen wegen die Tage mit Laufereien durch alle vier Winkel von Paris zu. Ihr

ganzes Leben verläuft in der beständigen Sorge um das Geschäft; das Weib verschwindet; nichts bleibt übrig als ein thätiger, schlauer, geschlechtsloser Commis, der die fixe Idee hat, sich mit fünf- bis sechstausend Franken zurückzuziehen, um sie in Suresnes in einer Villa von der Form eines Schweizer Schloßchens zu verzehren. Alexander ist daher vollständig ruhig und legt ein blindes Vertrauen in seine Frau an den Tag. Er beschäftigt sich bloß mit den Uhrmacherarbeiten, der Reparatur der Taschen- und Wanduhren, und es ist, als sei das Haus selbst eine große Uhr, deren Pendel diese beiden für immer geregelt haben. Sie werden nie wissen, ob sie einander geliebt haben; aber sie wissen bestimmt, daß sie ehrliche, auf Geld errichtete Kompagnons sind, die weiter miteinander schlafen, um ein doppeltes Waschen der Bettwäsche zu ersparen.

---

## IV.

Valentin ist ein großer, starker Bursch von fünfundzwanzig Jahren, seines Zeichens Tischler. Er ward im richtigen Faubourg Saint-Antoine geboren, und sein Vater wie sein Großvater waren Tischler. Inmitten von Hobelspänen wuchs er auf und spielte auf dem Trottoir des Bastilleplatzes, rings um die Julisäule, bis zu seinem zehnten Jahr mit Klötzchen. Jetzt schläft er in der Rue de la Roquette, in einem ärmlichen Logierhaus, wo er für zehn Franken monatlich ein Loch unterm Dach hat, gerade Platz genug für ein Bett und einen Stuhl; dabei muß er sich noch, um ins Bett zu steigen, bücken, wenn er sich nicht den Kopf an der Zimmerdecke zerhauen will. Übrigens scherzt er selbst darüber. Er hält in seinen Gemächern keine Empfänge ab, kommt um zehn Uhr heim, um sich schlafen zu legen und schüttelt Winter und Sommer um fünf Uhr morgens seine Flöhe aus. Nur wenn er eine Bekanntschaft macht, sagt er, daß ihn das ärgert, denn er wagt nicht, Damen in sein Zimmer zu führen. Es ist so klein, daß, wenn zwei darin schliefen, der eine sicherlich seine Beine auf der Treppe lassen würde.

Ein braver Teufel, der Valentin! Er arbeitet fleißig, weil er noch jung ist und an der Arbeit Freude hat; dabei ist er kein Trinker, kein Spieler, vielleicht nur ein bisschen Schürzenjäger. Die Weiber, das ist sein größter Fehler! Wenn er des Morgens seinen Hobel schlapp zieht, necken ihn die Kameraden und rufen ihm zu, daß er Fräulein Lise getroffen hatte. Eine alte Flamme Valentins hieß nämlich Lise und er pflegte an Tagen, da ihn die Faulheit packte, zu sagen: » Sakrament, es geht nicht; ich hab' gestern Lise getroffen!« In den Tanzschenken des Faubourg nennt man ihn den schönen Tischler. Er hat einen dicken, lustigen Kopf mit krausem Haar, und wenn er tanzt, schiebt er sich manchmal die Ärmel seiner Bluse hinauf — der Bequemlichkeit wegen, sagt er; in Wirklichkeit aber, um seine starken Arme zu zeigen, die weiß sind wie Frauenarme. Seine Eroberungen sind daher auch bekannt. Er hat die schönsten

Mädchen gehabt, die große Anna, die kleine Augustine, die dicke Adele, die nur ein Auge hat, bis zur Bordelaise, einer Broschiererin, um derentwillen sich zwei Soldaten umgebracht haben. Jeden Abend macht er die Runde durch die Ballsäle und wirft einen Blick dahin, einen Blick dorthin, bloß um zu sehen, ob nicht in den Winkeln Mädchen sitzen, die er kennt.

Eines Abends, als er in den »Floragarten«, eine Schenke in der Rue de la Charonne, tritt, erblickt er Clémence, eine sechzehnjährige Blumenmacherin, und ihr schönes blondes Haar kommt ihm wie eine Sonne vor, die im Saale brennt. Auf der Stelle ist er toll, und während des ganzen Abends spielt er den Liebenswürdigen, tanzt mit der Kleinen, zahlt ihr einen Vin a la française. Als Clémence dann gegen elf Uhr heimgeht, begleitet er sie und will natürlich zu ihr hinaufgehen; aber sie weist ihn in bestimmtem Ton ab. Sie bringt gern einen Abend beim Tanz zu, aber weiter geht es nicht. Und sie macht ihm die Thür vor der Nase zu. Im nächsten Tag zieht er Erkundigungen ein. Clémence hat bereits einen Liebhaber gehabt, der sie sitzen ließ, indem er ihr zwei Zinstermine aus dem Halse ließ. Da hat sie geschworen, sich an dem ersten Manne zu rächen, der so dumm wäre, sich in sie zu verlieben.

Indes paßt Valentin während der nächsten Tage sie auf der Straße ab, wagt es, in ihre Wohnung hinauszugehen, um ihr guten Morgen zu wünschen, verfolgt sie überall.

»Nun, wie steht's, auf Wiedersehen heut Abend?« ruft er ihr lachend zu.

»Nein, nein, auf Wiedersehen morgen,« antwortet sie jedoch mit fröhlicher Stimme.

Jeden Sonntag trifft er sie im »Floragarten«. Da sitzt sie neben der Musikkapelle, nimmt sehr gern den Vin a la française an, tanzt mit ihm, aber sowie er sie küssen will, versetzt sie ihm einen Klaps, und wenn er davon spricht, daß sie sich zusammentun sollten, antwortet sie mit sehr vernünftiger Miene, daß er unrecht habe, sich das in den Kopf zu setzen, daß sie nicht will, weil sie keine Lust dazu habe. So scherzen sie sechs Wochen lang und lachen dabei unaufhörlich.

Zu Ende des zweiten Monats wird Valentin traurig. Er kann des Nachts in seinem Loch unterm Dach nicht mehr schlafen; er erstickt darin. Wenn er mit weit offenen Augen daliegt, erblickt er im Dunkeln das weiße Gesicht Clémences deren blondes Haar mit seinem Sonnengefunkt leuchtet. Da packt ihn das Fieber, bis Tagesanbruch wälzt er sich wie auf Kohlen herum, und am nächsten Morgen kann er in der Werkstätte nichts thun, starrt ins Leere, und die Werkzeuge fallen ihm aus der Hand. »Du hast also Fräulein Lise getroffen?« rufen ihm die Kameraden zu. Ach nein, er hat Fräulein Lise nicht getroffen! Dreimal war er bei Clémence, fiel vor ihr auf die Knie und flehte sie an, ihm gut zu sein; aber sie sagte nein, immer nein, so dass er wie ein Narr auf der Straße weinte. Er träumt davon, vor ihrer Thür, auf dem Flur zu schlafen; denn es kommt ihm vor, daß ihm dort besser werden wird, wenn er durch die Ritzen der Thür ihren leichten Atem hören könnte. Die Sehnsucht nach diesem kleinen Mädchen, dem er wie einem Huhn den Hals mit zwei Fingern umdrehen könnte, läßt ihn nicht essen und nicht trinken.

Endlich geht er eines Abends zu Clémence in die Wohnung und er bietet sich unvermittelt, sie zu heiraten. Sie ist betroffen, willigt jedoch rasch ein; sie selbst liebt ihn ja von ganzem Herzen — sie hat bloß gar so geweint, als der Erste sie verließ. Sobald es sich darum handelt, sich für immer zusammenzutun, ist es ihr sehr recht.

Am nächsten Tage begeben sie sich auf die Mairie, um sich zu erkundigen. Die Länge der Förmlichkeiten macht sie bestürzt: Clémence weiß nicht, wo der Totenschein ihres Vaters zu finden ist. Valentin läuft von Amt zu Amt, um das Dokument zu erlangen, das seine Befreiung vom Militärdienst bescheinigt. Sie treffen einander jetzt jeden Tag, gehen auf den Wällen spazieren und schmausen miteinander auf den vorstädtischen Festen. Abends, wenn sie durch die langen Straßen der Vorstädte heimgehen, sprechen sie nichts, sondern drücken einander leise den Arm. Eine Freude schwellt ihr Herz, von der sie nicht zu reden wissen. Einmal singt Clémence ihrem Valentin eine Romanze vor, in der eine Dame auf einem Balkon und ein Prinz vorkommen, der sie aufs Haar küßt, Valentin findet das so schön, daß ihm die Augen feucht werden.

Die Förmlichkeiten sind erfüllt, die Trauung ist auf einen Sonnabend festgesetzt worden. Es soll eine ganz stille Hochzeit werden. Valentin erkundigt sich in der Kirche, allein da der Priester sechs Franken von ihm verlangt, antwortet er, daß er seine Rat nicht brauche, und Clémence ruft, daß die Hochzeit auf der Mairie die einzig richtige sei. Zuerst wollen sie gar keine Hochzeitsfeier veranstalten, aber dann stellen sie, damit es nicht aussehe, als verstecken sie sich, bei einem Weinhändler auf der Place du Trône ein Picknick zu hundert Saus pro Kopf, zusammen achtzehn Personen. Clémence soll drei verheiratete Freundinnen mitbringen; Valentin hat eine ganze Bande von Schreibern und Kunsttischlern mit ihren Damen angeworben. Die Zusammenkunft beim Weinhändler soll um zwei Uhr stattfinden, denn es wird geplant, vor dem Mittagessen noch einen Spaziergang zu machen.

Auf der Mairie erscheinen Valentin und Clémence bloß in Begleitung ihrer Zeugen. Valentin hat seinen Überrock von Fettflecken reinigen lassen, Clémence die drei letzten Nächte damit zugebracht sich ein altes, blaues Kleid herzurichten, das eine Freundin, die größer ist als sie, ihr für zehn Franken verkauft hat. Sie trägt einen mit roten Blumen geputzten Hut und ist mit ihrem weißen Kindergesichtchen, unter ihren losen, blonden Löckchen so hübsch, das der Maire sie väterlich anlächelt. Als die Reihe des »Ja« an sie kommt, fühlt sie, daß Valentin ihr einen Stoß mit dem Ellbogen gibt, und fängt zu lachen an. Der ganze Saal, bis zu den Amtsdienern lacht mit; etwas wie ein hauch von Jugend streift durch die vergilbten Blätter des Gesetzbuchs. Dann, als unterschrieben werden soll, lassen die Zeugen es sich angelegen sein; Valentin zeichnet ein Kreuz, da er nicht schreiben kann, Clémence macht einen dicken Tintenklecks. Beim Einsammeln für die Armen spendet ein jeder zwei Sous; bloß die Braut gibt, nachdem sie lange ihre Taschen durchsucht hat, schließlich zehn Sous.

Um zwei Uhr findet sich die Gesellschaft bei dem Weinhändler auf der Place du Trône ein. Von dort macht man sich auf den Weg, wandert auf die Festungswerke und geht gerade vor sich hin; dann veranstalten die Männer eine Partie Blindkuh im Graben. Wenn

einer der Tischler eine Dame erwischt, hält er sie einen Augenblick fest und kneift sie in die Hüften; die Dame stößt leise Schreie aus, sagt, das sei verboten: gekniffen dürfe nicht werden. Die ganze Gesellschaft lacht laut und stört diesen einsamen Winkel durch einen solchen Lärm, das die erschreckten Spatzen von den Bäumen längs des Rundenganges auffliegen. Beim Rückweg müssen drei Kinder von ihren Vätern huckepack getragen werden, da sie nicht mehr laufen können.

Das hindert niemand, abends beim Diner wütend dreinzuhauen. Ein jeder will für seine hundert Sous essen. Man zahlt ja dafür; da kann man doch den Teller rein essen, nicht wahr! Man muß nur sehen, mit welcher Sorgfalt die Knochen geputzt werden; nichts darf in die Küche zurück. Valentin, den die Kameraden zum Spaß betrunken machen wollen, gibt auf sein Glas acht, aber Clémence, die gewöhnlich keinen puren Wein trinkt, ist sehr rot im Gesicht, spricht wie eine Elster und stößt Schreie aus wie ein Vogel. Alles ist sehr lustig, alles geht sehr gut von statten. Beim Nach Tisch fängt das Singen an; ein jeder sagt sein Lied auf, und drei Stunden lang herrscht ein unaufhörliches Gegirre von Couplets. Der eine singt eine Romanze, eine Geschichte, in der Venedig und Gondeln vorkommen; die Spezialität eines andern sind komische Liedchen und er erzählt die Missethaten des billigen Weines, indem er beim Refrain einen Trunkenen nachahmt; ein dritter stimmt ein schmutziges Scherzlied an«, das die Damen unter lautem Gelächter begleiten, indem sie mit den Messerklingen auf die Gläser schlagen. Als es jedoch ans Zahlen geht, gibt es Ärger. Der Weinhändler rechnet Zugaben auf. Wie, Zugaben? Hundert Sous war abgemacht; bei hundert Sous bleibt's, mehr nicht! Als aber der Kleinhändler droht, die Polizisten zu rufen, nimmt die Sache eine böse Wendung; Faustschläge werden gewechselt, und ein Teil der Hochzeitsgesellschaft muß die Nacht auf der Wache zubringen. Die Brautleute sind zum Glück klug genug gewesen, gleich zu Beginn des Streites zu entschlüpfen.

Es ist vier Uhr morgens, als Valentin und Clémence in das Zimmer der letzteren zurückkehren. Sie haben sich entschlossen, es bis zum

nächsten Termin zu behalten. Bei leichtem, kaltem Wind, den sie nicht spüren, so rasch schreiten sie aus, sind sie zu Fuß durch den ganzen Faubourg Saint-Antoine gegangen und kaum hat sich die Thür geschlossen, so nimmt Valentin Clémence in seine Arme und bedeckt mit einer ungestümen Leidenschaft, die sie zum Lachen bringt, ihr Gesicht mit Küssen. Sie hängt sich an seinen Hals, und hält ihn ebenfalls aus aller Macht, um ihm zu beweisen, daß sie ihn liebt. Das Bett ist nicht einmal gemacht; sie hat sich am Morgen so geeilt, daß sie bloß die Decke darüber breitete. Er hilft ihr, die Matratze umkehren. Als sie sich niederlegen, geht die Sonne auf. Der Zeisig Clémencens, dessen Bauer beim Fenster hängt, zwitschert sehr süß, und es ist, als ob in dem armseligen Zimmer hinter den verblichenen Bettvorhängen Amor mit den Flügeln rausche.

Alles wohl berechnet sind Valentin und Clémence mit dreiundzwanzig Sous in die Ehe getreten. Am Montag kehrt ein jeder von ihnen ruhig an seine Arbeit zurück, und die Tage verstreichen, das Leben geht vorüber. Mit dreißig Jahren ist Clémence häßlich; ihr blondes Haar ist schmutziggelb geworden und die drei Kinder, die sie selbst genährt hat, haben sie entstellt. Valentin hat sich ans Trinken gewöhnt, sein Atem ist übelriechend, seine schönen Arme sind vom hobeln hart und mager geworden. An Löhnungstagen, wenn der Tischler betrunken, mit leeren Taschen heimkommt, prügelt sich das Ehepaar, während die Kinder heulen. Nach und nach gewöhnt sich die Frau daran, den Mann beim Weinhändler abzuholen, und schließlich setzt sie sich mit an den Tisch, um inmitten des Pfeifenrauchens ihr Teil an den Litern Wein zu haben. Aber sie liebt ihren Mann trotz alledem, entschuldigt ihn, wenn er ihr eine Ohrfeige versetzt, bleibt im übrigen eine ehrbare Frau; man kann ihr nicht vorwerfen, daß sie es wie gewisse Geschöpfe mit dem ersten besten hält und in diesem Leben voll Streit und Elend, in dieser schmutzigen Behausung, in der es oft kein Feuer und kein Brot gibt, in dem langsamen Verfall der Wirtschaft gibt es bis zum Tode Nächte, da hinter den zerlumpten Bettvorhängen Amor schmeichelnd mit den Flügeln rauscht.

- E n d e -

# Die Tanzordnung.

Aus dem Französischen übersetzt von Irene H.  
Cserhalmi.

**G**eorgette war erst vor kurzem aus dem Kloster gekommen, und die strahlenden Flammen des Ballsaals blendeten ihr kindliches Auge.

Ihre zart gebräunten Wangen zeigten jene goldigen Reflexe, die den Sizilianerinnen eigen, und ihre nachtschwarzen Augenbrauen verschleierten die Glut ihrer Blicke; aber im Ballsaal war sie noch das schüchterne Pensionsfräulein, die bei jedem Kompliment bis über die Ohren errötete.

Und wie sie jetzt im Halbdunkel ihres Zimmers, aus welchem dichte Vorhänge die Strahlen der Wintersonne ausschließen, sich im leichten Halbschlaf auf ihren Kissen hin und her dreht, gaukeln die Bilder des gestrigen Ballabends verworren durch ihren Kopf.

Auf den Stühlen liegt nachlässig verstreut ihre duftige Balltoilette, da ein weißes Gazeröckchen, dort ein Paar zarter weißer Seidenschuhe, hier eine luftige Schärpe. Auf dem Toilettentisch funkelt in einer Achatschale ein blitzender Schmuck, und neben der Tanzordnung haucht ein welkendes Bouquet seine letzten Düfte aus.

Ein Sonnenstrahl stiehlt sich zwischen den Vorhängen durch und huscht über das Gesicht der Schläferin. Sie erwacht, blinzelt schläfrig mit den Augen, die Rechte greift unwillkürlich nach der Tanzordnung und gedankenlos schweifen ihre Blicke darüber hin. Mechanisch durchblättert sie das Büchlein, und wie sie Blatt um Blatt umwendet und auf jedem einzelnen den Namen Karl wiederfindet, zuckt etwas wie Unmut über die lieblichen Züge.

Immer Cousin Karl! Er hat eine sehr schöne Schrift, so runde, gerade Lettern. Seine Hand zittert niemals, nicht einmal, wenn er die

meinige drückt. Er soll eines Tages mein Mann werden. Bei jedem Ball nimmt er, ohne zu fragen, meine Tanzordnung und schreibt sich für den ersten Tanz ein. Das scheint ohne Zweifel ein Recht der Gatten zu sein. Dies Recht mißfällt mir.

Traumverloren blickt sie vor sich hin.

Ein Gatte, flüstert sie, das Wort erschreckt mich. Karl behandelt mich wie ein Schulmädchen. Übrigens weiß ich gar nicht, warum er mein Gatte werden soll, ich hab' ihn nicht darum gebeten, und er hat mich nie um Erlaubnis gefragt. Als wir noch Kinder waren und miteinander spielten, erinnere ich mich — war er sehr unartig. Jetzt ist er sehr artig — ich wollte, er wäre lieber ungezogen. Karl und immer wieder Karl! Als ob ich schon die Seine wäre. Ich werde ihm sagen, er soll seinen Namen nicht mit so großen Buchstaben hersetzen. Das nimmt zu viel Platz ein.

Das Büchlein, dem Cousin Karl auch schon lästig zu sein schien, klappte vor Langeweile zusammen. Die Tanzordnungen verabscheuen vermutlich alle Ehemänner. Andre Blätter zeigten verführerisch andre Namen.

Ludwig, murmelte die Kleine. Ein komischer Mensch. Er kam und bat mich um eine Quadrille, fast ohne mich anzusehen. Dann, als die Musik anhub, zog er mich mit sich in die entgegengesetzte Ecke des Saales einer großen blonden Dame gegenüber, deren Blicke ihm folgten. Von Zeit zu Zeit lächelte er ihr zu und vergaß mich so vollständig, daß ich mein Bouquet, das mir entfallen war, selber aufheben mußte. So oft die Dame vis-a-vis an ihm vorüberschwebte, flüsterte er ihr etwas ins Ohr. Ich horchte auf, aber ich verstand nichts. Das war vielleicht seine Schwester. O nein! Er drückte ihr die Hand, und wenn er neben ihr stand, rief ihn die Musik vergebens zu mir, seiner Tänzerin, zurück. Ich stand auf meinem Platz wie ein Haubenstock, und alle Figuren wurden verdorben. Ob das vielleicht seine Frau war. Ach, wie dumm ich bin! Seine Frau; Karl plaudert während des Tanzens nie mit mir. Oder ist sie vielleicht . . .

Georgette blickte mit halb geöffneten Lippen träumerisch vor sich hin, wie ein Kind, das einem unbekanntem Spielzeug gegenübersteht und es neugierig anstarrt. Mechanisch begann sie die Eichel ihrer

Decke zu zählen, und die Rechte lag auf der Tanzordnung. Die kleinen weißen Blätter raschelten und regten sich, offenbar wußten sie, wer die blonde Dame war.

Georgette blätterte weiter. Ein Name fiel ihr wieder auf. Dieser Robert ist ein schlechter Mensch. Nie hätt' ich gedacht, daß man so eine elegante weiße Weste und so eine schwarze Seele haben kann. In einer kurzen halben Stunde hat er mich mit Blumen, Sternen und hundert schönen Sachen verglichen. Ich fühlte mich geschmeichelt, aber ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Als er mich aus meinem Platz zurückführte, that er, als könne er sich nicht von mir trennen. Ich zog mich in eine Fensterbrüstung zurück, und die Vorhänge, die hinter mir zusammenschlugen, verbargen mich den Blicken. Da hörte ich, wie er einem seiner Freunde lachend erzählte, er habe mit einem kleinen Klostergäschen getanzt, das bei jedem Wort feuerrot geworden und die Augen niedergeschlagen habe. Dann machte er sich auch über die andern Damen lustig. Ich habe zugehört, aber nicht alles verstanden. Ein Klostergäschen! War ich das? Oder meine Freundin Therese?

Die Tanzordnung flüsterte ihr tröstend eine Reihe Vornamen zu, um ihr zu beweisen, es sei Therese gewesen.

Paul hat blaue Augen, Paul ist kein Lügner, und er hat dir so süße, schöne Worte gesagt.

Ja, ja, wiederholte Georgette. Paul hat treue, blaue Augen und Paul ist kein Lügner.

Und was sagst du zu Julius? begann die Tanzordnung von neuem; er behauptet, du seist die beste Walzertänzerin! Und Lucien und Georges und Albert? Sie alle finden dich reizend und betteln um das Almosen deines Lächelns.

Georgette fühlte, wie das Büchlein ihr zwischen den Fingern brannte, sie wollte es schließen und hatte nicht den Mut dazu.

Denn du warst die Königin des Festes, flüsterte der Versucher ihr aus der Tanzordnung zu. Deine sechzehnjährigen Reize ließen die Farben deines Blütenkranzes vor Neid erblassen. O Georgette, du hast viele Köpfe verdreht!

Das junge Mädchen lauschte errötend den verführerischen

Worten.

Ach, dachte sie seufzend. Eine Schleife meines Ballkleides hat sich gelöst. Gewiß haben mich die jungen Herren ausgelacht. Diese Schneiderinnen sind so unachtsam!

Hat er nicht mit dir getanzt, rannte ihr die Tanzordnung plötzlich zu.

Wer, fragte Georgette bis auf den Nacken errötend.

Und der Name, der seit einer Viertelstunde vor ihren Augen flimmerte, und dessen Lettern ihr Herzchen sehrend buchstabierte, trat endlich auf ihre Lippen.

Herr Edmund schien mir gestern traurig. Ich sah, wie er mich aus der Ferne anblickte. Da er nicht wagte, sich mir zu nähern, ging ich auf ihn zu. So war er gezwungen, mich aufzufordern.

Edmund gefällt mir, lispelte das Büchlein.

Georgette errötete noch tiefer.

Beim Tanzen fühlte ich seine Hand in der meinen zittern.

Als ich sah, daß ihm meine Blumen gefielen, gab ich ihm eine der Rosen. Da ist doch nichts Übles daran.

Nein, nein, Georgette. Und als er die Blüten empfing, befanden sich seine Lippen in unmittelbarer Nähe deiner Finger, und er hat sie ein klein wenig geküßt.

Daran ist doch nichts Schlimmes! wiederholte Georgette.

O gewiß nicht. Im Gegenteil. Du verdienst Schelte, weil du ihn so lang auf diesen armseligen Handkuß warten ließest. Edmund wäre ein reizender Gatte.

Edmund wäre ein reizender Mann, flüsterte Georgette träumerisch.

Ich liebe ihn, fuhr der Verführer fort. Wenn ich an deiner Stelle wäre, ich gäbe ihm das Küßchen zurück.

Georgette wies den Gedanken entrüstet zurück.

Der eifrige Apostel fuhr fort:

Nur einen Kuß, hierher, auf seinen Namen! Ich werd' ihm's nicht sagen.

Sie schwur bei allen Göttern, nichts dergleichen thun zu wollen.

Während dieser heftigen Weigerung berührten ihre Lippen den Namen einmal — zweimal.

Plötzlich knarrte die Thüre und das Kammermädchen trat ein.

Die Tanzordnung schlüpfte rasch unter das Kissen und verbarg sich im schneeigen Spitzengefältel.

– E n d e –